



This article is licensed under a
Creative Commons Attribution-ShareAlike 4.0 International License (CC BY-SA 4.0).

DOI: <http://doi.org/10.25358/openscience-9429>

Saskia Wöhler

MEDIENBERICHTERSTATTUNG IN DER KRISE. EINE ERZÄHLTHEORETISCHE UNTERSUCHUNG AM BEISPIEL DER FERN- SEHSONDERSENDUNG „ARD EXTRA: DIE CORONA-LAGE“

„Merkel sieht Coronakrise als größte Herausforderung seit dem Zweiten Weltkrieg“ (Spiegel Online 2020), „Corona-Krise in Deutschland: Deutsche Wirtschaft schrumpft um fünf Prozent“ (zdf.de 2021), „Ende der akuten Corona-Krise?“ (Heinze 2022) – seit Bekanntwerden der ersten Coronainfektionsfälle in Deutschland prägt der Begriff der „Krise“ den medialen und gesellschaftspolitischen Diskurs um das Pandemiegeschehen.

In Nachrichtenberichten, News-Tickern, Kolumnen und speziellen Sonder-sendungen berichten unterschiedlichste Medienformate bis heute immer wieder über die akuten und langfristigen Folgen der „Corona-Krise“¹ – und bestimmen so wesentlich mit, inwiefern die Krise auch in der Gesellschaft als solche wahrgenommen, gedeutet und verhandelt wird. Denn laut dem Literaturwissenschaftler Ansgar Nünning ist „Krisenhaftigkeit [...] Situationen nicht grundsätzlich inhärent, sondern resultiert aus Zuschreibungen, dem Rückgriff auf bestimmte Erzählschemata [...] und aus [einem] *emplotment* von Ereignissen zu Krisenerzählungen“ (Nünning 2013, 130). Auch die Corona-Krise ist damit in erster Linie als Medienerzählung zu verstehen, die es aus kulturwissenschaftlicher Sicht zu dekonstruieren und zu hinterfragen gilt: Was ist überhaupt gemeint, wenn im Kontext der Pandemie wie selbstverständlich von einer Krise berichtet wird? Mit welchen Inhalten und Bedeutungen wird das Erzählmuster Krise dabei gefüllt? Und welche Funktion kommt ihm dadurch im öffentlichen Pandemiediskurs zu?

1 Während sämtliche auf Corona bezogene Substantive wie etwa „Coronapandemie“ oder „Coronavirus“ nachfolgend nach Dudenschreibweise zusammengeschrieben werden, wird der Begriff „Corona-Krise“ dagegen bewusst mit Bindestrich geschrieben, da ich ihn als Zusammenführung zweier separater Wahrnehmungsphänomene verstehe: zum einen das Gesellschaftsphänomen „Corona“ und zum anderen die „Krise“ als Deutungskonzept und Zuschreibung.

Diesen Fragen bin ich im Rahmen meiner Masterarbeit, auf die der vorliegende Text basiert, am Beispiel eines besonderen Medienformats nachgegangen: Die Fernsehsondersendung *ARD extra: Die Corona-Lage* wurde im März 2020 angesichts der herausfordernden Informationslage während der Coronapandemie von der ARD neu entwickelt. Ab dem 17. März 2020 wurde sie täglich live im Ersten und in den regionalen Vollprogrammen ausgestrahlt, um als Informationsformat der ARD während der Pandemie „Orientierung [zu] ermöglichen“ (Das Erste 2020). Zwar wird der Krisenbegriff im Sendungstitel nicht explizit aufgegriffen, trotzdem wird die Corona-Krise von den Moderator*innen häufig als zentrales Thema der Sendung benannt: „Herzlich willkommen zu diesem *ARD extra* zur Corona-Krise in Deutschland“ (*ARD extra* 10.03.20). Somit stellt sich bei diesem eigens für die spezielle Informationslage während der Pandemie eingeführten Format in besonderem Maße die Frage, wie der Begriff der Krise darin inszeniert wird und auf welche Darstellungsmuster und Deutungen die Produzierenden in einem auch für sie außergewöhnlichen Produktionskontext zurückgreifen.

Den ökonomisch-strategischen Entstehungskontext der Sendung galt es dabei als Prozess des Encodierens durch die Sendungsverantwortlichen stets kritisch mit zu reflektieren (vgl. Bechdorf 2007, 303). Denn mit dem Ausrufen einer Krise durch die Medien findet zunächst vor allem eine Relevanzzuschreibung an die eigene Berichterstattung statt. Das Schlagwort der Krise suggeriert dem Publikum eine „besonders hohe Aktualität“, einen „hohen Informationswert“ und eine große „soziale Relevanz“ der Berichte (Görke 2008, 128). Entsprechend begründen die Sendungsverantwortlichen von *ARD extra* die Entstehung der Sendung mit dem unternehmenspolitischen Ziel, „in Zeiten der Verunsicherung [...] tagtäglich Fakten und Service liefern und so Orientierung ermöglichen“ zu wollen. So könne die Sendung zur „vertrauenswürdige[n] Quelle und gleichzeitig Stütze“ während der Pandemie werden (Das Erste 2020). Daher basiert die inhaltliche Gestaltung der Sendung nicht nur auf den subjektiven Sichtweisen der einzelnen Produzierenden, sondern vor allem auch auf selbstreferenziellen, unternehmenspolitischen Interessen der übergeordneten Medienanstalt und ist daher nicht als objektive Realitätsbeschreibung, sondern vielmehr als medial konstruierte „Geschicht[e] über die Wirklichkeit“ zu verstehen und zu analysieren (Lünenborg 2001, 157).

Für die Untersuchung wurden die ersten 44 Ausgaben der Sendung *ARD extra* seit ihrer Einführung im März 2020 bis zum Ende der ersten Lockdown-Phase im Mai 2020 ausgewählt, da sich in diesem Zeitraum die Coronapandemie als zentrales Thema auf der öffentlichen Medienagenda etablierte und somit auch dem Krisennarrativ eine besondere öffentliche Aufmerksamkeit zukam. Die Sendungen wurden zunächst aus der ARD-Mediathek heruntergeladen und in Fließtext-Transkripte überführt. Im Rahmen einer kulturwissen-

schaftlichen Film- und Fernsehanalyse, wie sie Ute Bechdorf (2007) und Knut Hickethier (2007) entwerfen, wurden die Sendungsausgaben dann in einem zirkulären Codierverfahren auf ihre Erzählthemen, narrativen Muster, Bildsprache, Protagonist*innen, räumlichen Bezüge und verborgenen Botschaften hin analysiert. Auf diese Weise versucht die Arbeit einen Beitrag zum besseren Verständnis der kulturellen Funktion journalistischer Erzählungen für die Aushandlung von Alltag, Ordnung sowie Ordnungsbedrohungen zu leisten.

Zum Narrativ der Krise

In ihrer Wahrnehmung als Irritation des Alltags wird die Corona-Krise zu einem für eine kulturanthropologische Katastrophenforschung relevanten Gegenstand. Denn neuere Katastrophentheorien verstehen Katastrophen und Krisen nicht mehr als natürliche Ereignisse, die von außen über den Menschen hereinbrechen, sondern als endogene soziale Phänomene, die aus bestehenden Routinen und Ordnungen heraus überhaupt erst entstehen und diese somit irritieren oder sogar gänzlich in Frage stellen (vgl. Clausen 2003; Pfister 2020, 45). Damit verlangen Krisen und Katastrophen nicht nur nach einer materiellen und politischen, sondern vor allem nach einer mentalen und emotionalen Bewältigung.

An dieser Stelle setzt eine narrativ ausgerichtete Katastrophenforschung an, die den erzählerischen Umgang mit Krisen und Katastrophen in den Blick nimmt und nach der narrativen Sinnggebung und Deutung des Erlebten fragt. Denn im Prozess des Erzählens ist es dem Menschen möglich, unbegreifliche Phänomene in einen Kausal- und Sinnzusammenhang einzuordnen, ihnen also einen sinnvollen Kontext zu geben und ihnen dadurch ihre Bedrohlichkeit zu nehmen (vgl. Rieken 2016, 90). Wenn demnach in Medien oder Alltagserzählungen von Krise die Rede ist, handelt es sich um eine erste sinnggebende Zuschreibung an das Erlebte, die laut Ansgar Nünning einem bestimmten Plot folgt:

„Krise‘ meint zunächst einmal große Schwierigkeit und Gefahr, Bedrohung und Unsicherheit. Im Falle einer Krise ist ein Höhe- und Wendepunkt einer gefährlichen Entwicklung erreicht oder steht unmittelbar bevor. Eine Krise ist immer auch eine Entscheidungssituation“ (Nünning 2013, 131f.).

In seiner heutigen Verwendung als Beschreibungsbegriff für gesellschaftliche oder individuelle Problemsituationen evoziert der Krisenbegriff zunächst Bilder von Krankheit, Gefahr und Angst sowie von Behandlung, Therapie und Heilung und bietet damit eine inhaltlich strukturierte Geschichte an, die Vergangenheit, Gegenwart wie Zukunft verknüpft und ordnet: Krise meint den Verlust einer bisherigen Gesundheit und verlangt nach Therapie im Sinne eines erfolgreichen

Krisenmanagements. Für die Zukunft eröffnet sich dabei ein „Spektrum verschiedener Möglichkeiten bzw. Verlaufsstrukturen, das zwischen den Polen von Tod und Untergang auf der einen Seite und Genesung bzw. Überwindung der Krise auf der anderen reicht“ (ebd., 133). Somit beschreibt die Rede von der Krise einen „Schwebezustand, [...] in dem eine wichtige Entscheidung bevorsteht“ (ebd., 126) und der damit stets auch einen Moment der Selbstreflexivität und Identitätskorrektur eröffnet. Denn „[d]ie Frage nach Wo, Woher und Wohin, also die sprachliche Konstruktion von Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft unter den Bedingungen einer Krise ist gleichzeitig auch die Frage nach der Identität eines Kollektivs“ (Kämper 2012, 252).

ARD extra als ritualisierte Krisenerzählung

Ausgestrahlt wurde die Sendung *ARD extra: Die Corona-Lage* um 20:15 Uhr auf dem sogenannten Primetime-Sendeplatz im Anschluss an die *Tagesschau*. Im Laufe der Fernsehgeschichte hat sich dieser Sendeplatz aufgrund von Sehgewohnheiten des Publikums sowie der festen Ausstrahlungszeit der *Tagesschau* um 20 Uhr als Hauptsendezeit des Fernsehprogramms etabliert (vgl. Hickethier 1998, 85, 265f.). Da zu dieser Zeit in der Regel Spielfilme, Talkshows und andere Unterhaltungsformate ausgestrahlt werden, stellt die Positionierung der Informationssondersendung *ARD extra* um 20:15 Uhr für das Publikum zunächst eine Unterbrechung des erwarteten Programmflusses dar und wirkt damit wie eine Art „gesellschaftliche Alarmanlage“ (Dörner & Vogt 2020, 6), die eine relevante Störung der gesellschaftlichen Normalität anzeigt und Aufmerksamkeit für diese generiert.

Gleichzeitig handelt es sich bei diesem Sendeplatz um eine sogenannte „Sollbruchstelle“ (ebd., 141) für Sondersendungen im Programmablauf, was zur Erhaltung einer grundlegenden Serialität des Programms mit erwartbaren Sendepunkten beiträgt und dem Publikum eine gewisse Routine vermittelt. Geschieht ein außergewöhnliches Ereignis, können die Zuschauenden damit rechnen, dass die in der *Tagesschau* vermeldeten Informationen in einer nachfolgenden Sondersendung ausführlicher diskutiert und vertieft werden. Auf diese Weise wird der programmliche Erzählfluss der Nachrichtenvermittlung durch die *Tagesschau* in die Sondersendung *ARD extra* hinein verlängert und kann somit als nachrichtliche Fortsetzungserzählung begriffen werden, die sowohl den programmverantwortlichen Redaktionen als auch dem Publikum eine diegetische Anschlussfähigkeit ermöglicht (vgl. Hickethier 1997, 10f.).

Mit Beginn ihrer täglichen Ausstrahlung ab dem 17. März 2020 kommt es schließlich zu einer Ritualisierung der Sendung *ARD extra*. Die bereits beschriebene Intention der Programmverantwortlichen, mit einer täglichen Sondersendung Orientierung ermöglichen zu wollen, wird an diesem Tag in der

Sendung selbst durch Moderatorin Susanne Stichler offengelegt: „Wir wollen Sie in der ARD ab heute jeden Abend um 20:15 Uhr zur Corona-Lage informieren, Hintergründe liefern, wollen einordnen, wollen drängende Fragen beantworten.“ (ARD extra 17.03.20)² Auf diese Weise inszenieren die Sendungsverantwortlichen ihr Format *ARD extra* als Stabilität bringende Instanz in der Krisenphase und folgen damit nicht nur den ökonomisch-strategischen Zielen der ARD im globalen Medienwettbewerb, sondern suggerieren dem Publikum darüber hinaus, in der Krise sozusagen alles im Griff zu haben:

„Gerade beim Fernsehen stellt sich für den Zuschauer oftmals das Gefühl ein, dass, so lange gesendet wird, die Welt noch in Ordnung sein muss. [...] Die vertrauten Produktions- und Präsentationsrituale tragen zu diesem Bewusstsein bei: Ein Ereignis im Griff zu haben bedeutet nämlich, es in die vorgegebenen Programmabläufe und Genres strukturell zu ‚übersetzen‘, d.h. ihm mediale Form und Gestalt zu geben.“ (Weichert 2006, 227)

Auch inhaltlich wird die Sendung *ARD extra* schließlich zu einer Art medialem „Ritual der Konfliktbearbeitung“ (ebd.), indem eine einheitliche Erzählstruktur für jede Ausgabe eingeführt wird: Nach einer Begrüßung und ersten Anmoderation, in der meist kurz auf den generellen Stand der Pandemieentwicklung oder auf eine neu eingeführte Eindämmungsmaßnahme eingegangen wird, folgen abwechselnd kurze Spielfilme und Gesprächssequenzen (Studio- oder Schaltgespräche). Die Spielfilme sind zwischen einer und drei Minuten lang und thematisieren – meist anhand konkreter Einzelfälle – die politischen Maßnahmen zur Eindämmung der Pandemie und deren alltagsweltliche, gesellschaftliche, wirtschaftliche und psychologische Konsequenzen für die Bevölkerung. In den nachfolgenden Interviewsituationen diskutieren die Moderator*innen die jeweils dargestellten Problemfälle schließlich mit Expert*innen aus den Bereichen Politik, Medizin und Wirtschaft und versuchen, diese einzuordnen und erste Lösungsansätze anzubieten. Insgesamt wechseln sich in der Sendung somit zwei zentrale Erzählstränge permanent ab: Die *Problematisierung des Ausnahmezustands* und die *Suche nach Lösungen* für eben diese Situation. Obwohl die Inhalte der einzelnen Ausgaben variieren, folgt die Sendung damit insgesamt einer übergeordneten *story*:

Am Anfang war alles gut. Plötzlich verbreitet sich eine neuartige Infektionskrankheit auf der Welt und verändert dadurch unseren Alltag auf unbestimmte Zeit. Diesen Zustand der Unsicherheit und Veränderung gilt es zu

2 Ab dem 20.05.2020 wurde die Sendung nur noch anlassbezogen und damit wieder unregelmäßig ausgestrahlt. Und 2021 wurde sie schließlich auch für weitere Themen wie etwa die Hitzewelle in Deutschland geöffnet, fungiert aber weiterhin als Informationssondersendung und narrative Verlängerung der Hauptnachrichten.

überwinden – wie kann das gelingen? Auf diese Weise werden die als krisenhaft wahrgenommenen Veränderungen des Alltags in der Pandemie in eine zeitlich und inhaltlich strukturierte und ritualisierte Geschichte überführt, die sich laut dem Medienwissenschaftler Stefan Weichert diskursiv aneignen und verarbeiten lässt und so zur Überwindung der Krise und Wiederherstellung von Stabilität beitragen kann (vgl. ebd., 228f.) – und die im Fall von *ARD extra* den Titel „Corona-Krise“ erhält.

„Seit Wochen ist nichts mehr, wie es einmal war“ – Inszenierung der Corona-Krise als Ausnahmezustand

„[D]ie Corona-Krise bringt [...] kuriose Bilder hervor: Der Sänger James Blunt in der Elbphilharmonie in Hamburg – ohne Publikum, das Konzert war nur online zu sehen. [...] Oder die Berliner Busse: Der Fahrer abgeschottet hinter Plastikbändern, die Fahrgäste dürfen nur noch hinten einsteigen. Alles, um eine Ausbreitung des neuartigen Coronavirus zu verhindern.“ (*ARD extra* 12.03.20)

Mit diesen Worten beschreibt die Moderatorin Susanne Stichler die ersten alltagsweltlichen Veränderungen, die sich im Zuge der Pandemiebekämpfungsmaßnahmen in Deutschland ergeben. Sie erscheinen „kurios“, also „sonderbar“, „merkwürdig“ und fast schon „späßig anmutend“ (DWDS 2022), denn sie stehen einer Vorstellung von alltäglicher Ordnung entgegen, die bis zu diesem Zeitpunkt als selbstverständlich und unhinterfragt vorausgesetzt wurde. Doch mit Beginn der Eindämmungsmaßnahmen wird diese „Blindheit des Alltags“ aufgehoben: „Mit dem Alltag ist es wie beim Atmen“, schreibt Utz Jeggle, „erst wenn die Luft dünn wird, merkt man, daß da etwas war, das jetzt fehlt“ (Jeggle 1999, 81f.). Dieser Moment der „Atemnot“, in dem das bisher Selbstverständliche plötzlich erkenn- und diskutierbar wird, wird in den nachfolgenden *ARD extra*-Ausgaben als Phase des *Stillstands* und *Verlusts* beschrieben und inszeniert. Bisher geltende Routinen des Alltags scheinen ausgesetzt, was die Zeit des Stillstands zum krisenhaften Ausnahmezustand werden lässt, in dem keine Stabilität möglich scheint: „Deutschland steht still und dieser Stillstand ist für viele schon jetzt kaum auszuhalten.“ (*ARD extra* 18.03.20)

Eine besondere Emotionalität erhält das Erzählmotiv des stillstehenden Alltags im Zuge der gesundheitspolitischen Aufforderung zum sogenannten Social Distancing. Durch den Verzicht auf physische Kontakte sollen vor allem etwaige „Risikogruppen“ vor einer COVID-19-Infektion geschützt werden, was schließlich auch zu Besuchsverboten und damit „bewegenden Szenen“ in Seniorenheimen führt (*ARD extra* 17.03.20): In einem Spielfilm wird das konkrete Fallbeispiel eines Hamburger Ehepaars erzählt, das sich nun auf unbe-

stimmte Zeit voneinander verabschieden muss. Im Film sieht man Ehemann Alex Kienscherf, wie er seine Frau im Rollstuhl durch den Garten des Seniorenheims schiebt, zwischenzeitlich anhält, sich zu ihr beugt und ihr über die Wangen streicht, was die für beide bislang selbstverständliche körperliche Nähe visualisiert, die nun auf unbestimmte Zeit nicht mehr möglich sein wird.

Anhand dieses Beispiels wird in der Sendung aber nicht nur die Problematik ausgesetzter und vermisster Alltagsroutinen inszeniert, sondern auch ein regelrechtes „Bedrohlichwerden“ des ehemals Selbstverständlichen. Im Moment der Krise könne laut Utz Jeggle das, was eigentlich „nur einfach so da sein sollte“, plötzlich „schwierig, fremd, bedrohend“ werden: „Der Alltag in der Krise – das ist gleichsam ein brennendes Feuerwehmagazin; denn er ist es doch, der Krisensicherheit verspricht“ (Jeggle 1999, 81). So kann der bis dato selbstverständliche physische Kontakt zu Angehörigen plötzlich Ansteckung, Krankheit und sogar Tod bedeuten. Damit werden auch die eigentlich mit Sicherheit und Geborgenheit assoziierten Systeme Pflege und Familie bedroht. Plötzlich wächst „die Sorge, dass die Orte, an denen wir unsere Eltern und Großeltern sicher glaubten, alles andere als sicher sind“ (*ARD extra* 01.04.20) – und schlimmer noch: dass man selbst zum potenziellen Bedrohungsfaktor wird, der das Leben der Liebsten gefährden könnte.

Mit dem Beschluss eines offiziellen Lockdowns kommt es schließlich auch in Geschäften, Restaurants und damit in den Innenstädten zum Stillstand, welcher in der Sendung eine besondere Dramaturgie erhält: „Wenn man zurzeit draußen unterwegs ist [...], dann kommt man sich vor, wie in einem Land im Dornröschenschlaf“ (*ARD extra* 26.03.20). Der Stillstand in den Innenstädten wirkt also wie eine durch bösen Zauber auferlegte Traumphase, aus der kein eigenständiges Erwachen möglich scheint. In den Städten herrscht „gähnende Leere“ (*ARD extra* 13.03.20), die von den Menschen in Straßenumfragen als „beklemmend“ (*ARD extra* 17.03.20) beschrieben wird, visualisiert durch Schilder in Schaufenstern, „die über die Corona-Schließung informieren“ (*ARD extra* 02.04.20) und zunehmend das Bild der Innenstädte prägen.

Nur wenige Tage später beschließen erste EU-Staaten außerdem die Stilllegung des touristischen Reiseverkehrs, was zu binneneuropäischen Grenzschließungen und -kontrollen führt. Dass damit auch ein emotionaler Verlust alltäglicher Freizügigkeit und europäischer Gemeinschaft einhergeht, wird in der Sendung am Beispiel konkreter Grenzregionen thematisiert, in denen normalerweise „Europa im Kleinen“ gelebt werde und „die Grenze [...] im Alltag keine Rolle“ spiele (*ARD extra* 13.03.20). Am Narrativ eines stillstehenden Grenzverkehrs wird somit auch eine (insbesondere politische) Aushandlung von Räumlichkeit und Sicherheit erkennbar. Der Nationalstaat wird zur Sicherheitszone erklärt, in dem Schutz vor und Kontrolle über die Ausbreitung des Coronavirus möglich scheinen. Der normale Tourismus- und Geschäftsverkehr

über globale Grenzen hinweg wird zum riskanten Eindringen des möglicherweise „gefährlichen Fremden“ in diesen eigenen Sicherheitsbereich umgedeutet. Der Soziologe Ulrich Beck hat diese Tendenz als „clash of risk cultures“ bezeichnet (Beck 2007, 77), die im schlimmsten Fall nicht nur Grenzen, sondern auch stereotype Schuldzuweisungen und eine Einteilung in *Wir* und *die Anderen*, *Gut* und *Böse* wiederaufleben lässt – was im Kontext der Coronapandemie etwa am Vorwurf des bayerischen Ministerpräsidenten deutlich wurde, der meinte, Deutschland habe sich „aus Österreich [...] sozusagen über das Skifahren infiziert“ (ARD extra 06.04.20). Damit lässt sich die Corona-Krise nach Beck auch als „anthropologische Schockerfahrung“ (Beck 2007, 135) betrachten, die uns die Risiken der globalen institutionellen Arrangements vor Augen führt, aus denen sie als latente Nebenfolge überhaupt hervorgegangen ist. Es sind die globalen Ströme von Menschen und Gütern und damit „unsere [eigenen] Entscheidungen und Fehler“ (ebd., 187), die zur schnellen Ausbreitung des Coronavirus geführt haben.

Insgesamt wird in der Sendung *ARD extra* über die Motive Stillstand und Verlust also ein Bruch mit dem Gewohnten erzählt, der uns plötzlich erkennen lässt, wie „blind“ (Jeggle 1999, 81) wir für dieses Gewohnte waren. Konkret sind es etwa physische Nähe, Wirtschaftlichkeit und Freizügigkeit als bisher selbstverständliche Routinen, die im Moment der Krise irritiert und schmerzlich vermisst werden. Die Zeit des Stillstands beschreibt damit den Verlust einer bisherigen *Gesundheit* und den Beginn einer Krise im Sinne einer „liminalen Krankheitsphase“ (Nünning 2013, 133), in der sich – sowohl im realen Erleben der Pandemie als auch im übertragenen Sinne eines Alltags im Ausnahmezustand – die Frage nach Tod oder Genesung stellt. Und so eröffnet sich im Moment der Krise automatisch auch der Blick in eine ungewisse Zukunft, die zum Projektionsmoment für Ängste, Wünsche und Ideale wird.

Auf dem Weg in eine neue Normalität?

Mit dem Ausblick auf einen bald zu erwartenden Impfstoff als dem wohl „stärksten Mittel gegen das Virus“ (ARD extra 22.04.20) bleibt in den nachfolgenden *ARD extra*-Ausgaben zunächst die Deutung einer festen Verwurzelung in der *guten alten Normalität* zentral. Einzelne Lockerungsmaßnahmen werden entsprechend als „Trippelschritte aus der Krise“ (ARD extra 05.05.20) gedeutet, mit denen „ein Stück Normalität“ (ARD extra 20.04.20) zurückkehre. Stefan Weichert sieht in dieser Art Beschwörung bisher gültiger Werte, Normen und Strukturen ein zentrales Element ritueller Krisenberichterstattung, durch das die soziale Grundordnung aufrechterhalten werden soll (vgl. Weichert 2006, 235). Doch mit zunehmender Dauer des Lockdowns und einer sich langsam erhärtenden wissenschaftlichen Einschätzung, dass trotz wirksamer Impfstoffe

und Medikamente weitere Infektionswellen zu erwarten seien, rückt schließlich auch die Möglichkeit einer *neuen Normalität* in den Fokus der Sendungserzählung: „Wir leben in einer Phase des Übergangs zwischen harten Einschränkungen und dem Leben, was wir vor Corona kannten. Und so langsam wird uns klar: Dieser Übergang ist jetzt die neue Normalität“ (*ARD extra* 24.04.20).

Die Idee der *neuen Normalität* suggeriert die „Anerkennung des nicht behebbaren Bruchs“ (Turner 2009b, 145) mit dem gewohnten Alltag und eine darauffolgende Anpassung an und Integration in eine neue Ordnungsstruktur, womit nach Victor Turner die Phase der Liminalität überwunden und soziale Struktur und Stabilität wiederhergestellt wären. Solche Prozesse gesellschaftlichen Wandels bezeichnet Turner als regenerierendes Moment der liminalen Krisenerfahrung, denn „das, was weltlich in soziokulturelle Form gebunden ist, kann in der Liminalität aufgebunden und neugebunden werden“ und damit „strukturelle Veränderungen [...] bewirken“ (Turner 2009a, 135f.). Dieser potenzielle Wandel wird schließlich auch in *ARD extra* im Sinne einer „Chance für ein neues Wertesystem“ thematisiert (Kämper 2012, 251f.), wodurch die Idee einer *neuen Normalität* eine positive Konnotation erhält. Denn durch die Krise könnten wir uns darüber klar werden, „welchen Weg [...] unsere Gesellschaft ein[schlagen]“ (*ARD extra* 30.04.20) sollte:

„Die Turbo-Gesellschaft: ausgebremst. [...] Gezwungen zu rasten in der Rastlosigkeit. [...] Was ist wirklich wichtig? [...] Corona kann eine Zäsur sein. Klar, wir können einfach so weitermachen, aber wir haben die Chance auf einen echten Neuanfang.“ (*ARD extra* 22.05.20)

In diesem Sinne wird die Krisenerzählung von *ARD extra* im Zuge der geplanten Lockerungen auch zu einem Identitätsdiskurs, der nicht mehr danach fragt, *wann* es endlich zum Ende des Ausnahmezustands und damit zur Rückkehr in die *alte Normalität* kommen könne, sondern die Frage in den Fokus rückt, *ob* eine solche Rückkehr zum Status quo ante überhaupt möglich sei. Laut der Literaturwissenschaftlerin Heidrun Kämper ist die hier zutage tretende Frage nach dem *Wohin* ein strategisch notwendiges Element von Krisendiskursen, denn über ihre Aushandlung „legitimieren die Beteiligten den Geltungsanspruch, entweder: im gültigen Wertesystem fest verwurzelt zu sein [...] oder: ein neues auf Ethik und Moral gründendes Wertesystem zu schaffen“ (Kämper 2012, 251f.). Turner hat solche Reflexionsprozesse als charakteristisch für die Aushandlung und Bewältigung liminaler Krisenphänomene bezeichnet. Indem diese „den Fluß des sozialen Lebens [unterbrechen,] zwingen [sie] eine Gruppe, sich mit dem eigenen Verhalten in Bezug zu den eigenen Werten zu befassen, manchmal auch den Wert dieser Werte in Frage zu stellen“ (Turner 2009b, 145). Somit macht uns die Corona-Krise deutlich, dass Determinierung und Fixierung – und damit auch die Idee einer *alten Normalität* – keine ge-

gebenen Tatsachen, sondern Prozesse einer reflexiven Bedeutungszuschreibung sind (vgl. Turner 2009a, 122), auf die auch Medienformate wie *ARD extra* einen zentralen Einfluss haben.

Ob sich tatsächlich ein langfristiger und dauerhafter Wandel von Normen und Werten vollziehen wird, ließe sich erst im Rückblick auf die gesamte pandemische Entwicklung beurteilen und ethnographisch untersuchen. Dass sich aber zumindest eine Gewöhnung an eine *neue Normalität* vollziehen kann, scheint heute, drei Jahre nach Ausbruch der Pandemie, bestätigt. In diesem Sinne zeigt sich Alltag insbesondere in der Corona-Krise als ein „Wirkungsfeld gesamtgesellschaftlicher Wandlungsprozesse, die in ihm münden, durch ihn übersetzt, verarbeitet und somit lebbar gemacht werden“ (Kaschuba 2012, 127).

Die Suche nach Schuldigen und Rettern

Krisen, wie sie auch die Coronapandemie hervorruft, werden als Einschnitt in das Gewohnte wahrgenommen und führen damit zu einem Sinn- und Perspektivenverlust. Verlauf und Ausgang der Pandemie sind nicht absehbar, das Nichtwissen über die Krankheit COVID-19 und ihren Erreger lässt Handlungsoptionen unsicher und bisherige Routinen sogar ganzheitlich bedroht erscheinen. Um diesem Unbehagen Herr werden zu können, muss das unbegreifliche Geschehen in einen Sinnzusammenhang eingeordnet und wirkkausal erklärt werden (vgl. Rieken 2016, 90). Daher tritt trotz des heute etablierten rational-naturwissenschaftlichen Blicks auf Pandemien und andere ökologische Bedrohungen in Krisen häufig die Frage nach *Schuld* und *Verantwortlichkeit* wieder an die Oberfläche (vgl. ebd., 96). Es gilt zu bestimmen, wie und durch wen es zu dem krisenhaften Ausnahmezustand kommen konnte.

Auch in der Sendung *ARD extra* wird schnell ein *Verursacher* des Krisenzustands identifiziert und benannt: „Das Coronavirus, es hat auch heute wieder unseren Alltag verändert“ (*ARD extra* 18.03.20). Es sei das Coronavirus, welches „das öffentliche Leben fast vollständig lahm[legt]“ (*ARD extra* 20.03.20), „neue Barrieren, an der Haustür, in Fußgängerzonen, Parks, Büros und auch zwischen Staaten [schafft]“ (*ARD extra* 08.04.20) sowie das Leben der Menschen „bedroht“ (*ARD extra* 26.03.20), indem es Körper und Gesundheit „angreift“ (*ARD extra* 27.03.20). Damit wird das Virus nicht nur zu einer Bedrohung erklärt, die von außen in die funktionierenden Systeme des Körpers und der Gesellschaft eindringt, sondern darüber hinaus zum *gefährlichen Feind* anthropomorphisiert, der mit dem Bild der grauen Viruskugel eine konkrete Gestalt und mit der Bezeichnung Corona als Kurzform des offiziellen Krankheitsnamens schließlich einen Rufnamen erhält (vgl. Platt 2022, 58f.), über den er sich eindeutig adressieren und verurteilen lässt: „Stirb, Corona!“ (*ARD extra*

02.04.20) Mit dem Bild des *bösen Virus* entsteht somit in der Inszenierung der Sendung ein „klar umrissene[s] Feindbil[d], auf [das] man seine eigene Wut übertragen kann [...], [das] geeignet ist, Gefahren mit all ihren gegensätzlichen Aspekten auf sich zu beziehen“ (Hiimäe 2008, 251). Laut Reet Hiimäe lebt dieser auch für populäre Erzählstoffe charakteristische Dualismus von Gut und Böse insbesondere im massenmedialen Erzählen über Krisen und Katastrophen weiter. Und auch im Kontext der Coronapandemie scheint dieser Dualismus als Heuristik geeignet, Dinge zu vereinfachen, denn er verortet den Feind eindeutig außerhalb der eigenen Nahwelt. Die Rückkehr zur *alten Normalität* wird damit in der Deutung der Sendung erneut nicht als soziopolitischer Entstehungskontext der Krise problematisiert, sondern erscheint weiterhin erreichbar – sobald das *feindliche Virus besiegt* sei.

In diesem Sinne werden die Bemühungen und Maßnahmen zur Pandemieeindämmung unter Verwendung militärischer Metaphern in diversen Sendungsbeiträgen und Gesprächen mit Expert*innen als „Kampf“ (*ARD extra* 01.04.20; 02.04.20 sowie 24.04.20) oder sogar „Krieg gegen das Coronavirus“ gedeutet (*ARD extra* 27.03.20). Das Kampf- bzw. Kriegs-Narrativ wird im Kontext von Infektionskrankheiten immer wieder bemüht, denn es ermöglicht eine klare Unterscheidung zwischen Eigen und Fremd sowie Innen und Außen und erhält so eine kollektivierende und identitätsstiftende Funktion (vgl. Lindner 2014, 116). Der *Kampf* gegen das *feindliche Coronavirus* betrifft Deutschland als nationale Gemeinschaft, die es zu verteidigen gelte: „Nur wenn man sich einen kohärenten, entschlossenen Feind vorstellen kann, stellt man sich auch das Selbst oder die Nation als kohärente Einheit vor, die der Bedrohung gewachsen ist.“ (Dinges 2004, 201) So wird auch in *ARD extra* nach Ausbruch der Pandemie in Deutschland die Existenz eines kollektiven *Wir* betont, welches sich gegen das Virus wehren müsse: „Zusammenhalten, das ist wohl der beste Wirkstoff gegen die Krise“ (*ARD extra* 18.03.20). Mit der hier verwendeten Medizin-Metaphorik wird der solidarische Zusammenhalt als geeignete *Therapie-* und damit *Rettungsmaßnahme* inszeniert, mit der die eigene Gemeinschaft vor einem *tödlichen Krankheitsverlauf* bewahrt werden könne. Entsprechend wird auch das besondere Engagement von Ärzt*innen, Pflegekräften und anderen sogenannten „Alltagsheld*innen“ (*ARD extra* 20.03.20) als „[Kampf] an vorderster Front“ (*ARD extra* 31.03.20) heroisiert. Und schließlich wenden sich die Moderator*innen auch in normativ-appellativer und responsabilisierender Haltung direkt an das Publikum: „[H]alten wir Abstand und halten wir zusammen“ (*ARD extra* 20.03.20).

Aus erzähltheoretischer Perspektive dient diese Inszenierung einer nationalen Schicksals- und Solidargemeinschaft der kognitiven Krisenbewältigung: Der Schutz des Lebens wird zum gemeinsamen Konsens erhoben und die Corona-Krise damit zunächst zum „Katalysator für Solidarität und Miteinander“ (Pfister

2020, 133). Differenzen scheinen im Moment der Krise einem altruistischen und solidarischen Handeln zu weichen, sodass auch die Frage nach dem *Wozu*, also dem höheren Sinn der Krise beantwortet scheint: Sie eröffnet uns eine Rückkehr zu den moralischen Idealen von Zusammenhalt, Achtsamkeit und Fürsorge – entsprechend kommt der medialen Inszenierung von Gemeinschaft in der Krise stets auch eine Trost spendende und vergemeinschaftende Funktion zu, die von Journalist*innen selbst als zentraler Bestandteil des Gestaltungsprozesses von Krisensondersendungen benannt wird (vgl. Dörner & Vogt 2020, 72): Die Sondersendung soll zu einer Art „Lagerfeuer“ werden, um das sich die Menschen versammeln können, um „mit der Verarbeitung des Ereignisses nicht alleine“ sein zu müssen (ebd.).

Neben der Suche nach Verantwortlichen im Hinblick auf Geschehenes, wird im Moment der Krise auch stets die Suche nach Verantwortlichen für Zukünftiges, also den zuständigen Krisenmanagern bzw. *Rettern* relevant. In *ARD extra* wird diese Retter-Rolle in erster Linie den politischen Akteur*innen auf Bundes- und Landesebene zugeschrieben: „Politiker müssen in diesen Tagen viele Entscheidungen treffen, die weitreichende Konsequenzen haben, für unser Leben, für unsere Gesundheit, für die Wirtschaft“ (*ARD extra* 26.03.20). Entsprechend werden ab Beginn des Lockdowns in jeder Sendungsausgabe angebliche Fehler, Lücken oder Unklarheiten in Bezug auf die politischen Eindämmungsmaßnahmen diskutiert und damit die Krisenlösungskompetenz der Bundes- und Landesregierungen infrage gestellt. Die politischen Akteur*innen werden in der Sendung somit nicht nur als Krisenmanager*innen inszeniert, sondern in dieser Funktion auch kritisiert und zur Verantwortung gezogen.

Dabei greift die Sendung immer wieder auf das narrative Muster einer *Anklageerhebung* zurück, indem die politischen Akteur*innen in Interviewsequenzen mit Problemen konfrontiert und zur Stellungnahme aufgefordert werden: „Wir wollen jetzt mit einem politischen Verantwortlichen über diese dramatische Situation sprechen: Karl-Josef Laumann, er ist Gesundheitsminister in Nordrhein-Westfalen“ (*ARD extra* 27.03.20). Im Fokus der Anklage-Erzählung stehen dabei vor allem die wirtschaftlichen Folgen des Lockdowns für Selbstständige und Unternehmen, die „pleitezugehen“ drohen (*ARD extra* 18.03.20) und einen entsprechenden „Hilferuf“ (*ARD extra* 25.03.202) an die Politik richten. In einem Schaltgespräch wird dann etwa der zu dieser Zeit amtierende Finanzminister Olaf Scholz mit dem Hilferuf konfrontiert und eine Erwartungshaltung an ihn formuliert: „Im großen Film gibt es ja immer diese großen Sätze: ‚Wir lassen keinen zurück‘ – aber das hier, Herr Scholz, ist ja nicht Hollywood, das ist ja das reale Leben, können Sie auch jetzt sagen: ‚Wir lassen keinen zurück, wir kümmern uns?‘“ (*ARD extra* 17.04.20).

Die Sendung selbst inszeniert sich damit als eine Art *Anwältin* der Betroffenen, die in einem öffentlichen Verhandlungsraum Konsequenzen für die

subjektiv beschriebenen Probleme einfordert. Laut Stefan Weichert handelt es sich bei dieser narrativen Rollenzuweisung um eine typische Erzählstrategie der Medien zur Ritualisierung von Krisenereignissen: Das Fernsehen nimmt eine „aufklärerisch[e] und/oder parteiisch[e]“ Position gegenüber dem Geschehen ein und erhebt den Zuschauenden vom „Zeugen [zum] Richter [...], der das Ereignis beurteilt bzw. bewertet“ (Weichert 2006, 239). Durch die „Verurteilung der Verursacher [sowie das] Beschwören der sozialen Grundwerte“ (ebd.) bietet die Berichterstattung schließlich eine Möglichkeit der Bewältigung und Überwindung der Krise an. Entsprechend wird auch in der Sendung *ARD extra* eine klare Handlungserwartung formuliert: „Politik und Gesellschaft müssen eine Pandemie bekämpfen, ohne ihre eigenen Werte über Bord zu werfen“ (*ARD extra* 01.04.20). Wie der Krisenbegriff verweist somit auch das Rettungsnarrativ auf eine dringliche Handlungs- und Entscheidungssituation: Es gilt, über den Verlauf und das Ende des Ausnahmezustands zu entscheiden – und damit über die Rettung des *Patienten Deutschland*.

Fazit und Ausblick: Berichterstattung in der Krise

Insgesamt folgt die mediale Geschichte der Corona-Krise Erzählmustern, die im Kontext von Krankheiten und Katastrophen immer wieder in Erscheinung treten. Die Identifikation des *Virus als Feind von außen*, die Betonung von *moralischer Gemeinschaft* und *gesellschaftlichem Heldentum* sowie die *Suche nach Schuldigen* sind geeignet, dem als bedrohlich wahrgenommenen Geschehen nicht nur eine wirkkausale Bedeutung zuzuschreiben, sondern darüber hinaus Handlungs- und Zukunftsperspektiven zu suggerieren. Denn Aufgabe und Zielrichtung für eine Zeit nach Corona scheinen in der Sendungserzählung zunächst eindeutig: Wir müssen uns vom Corona-Bann befreien und unsere *alte Normalität* zurückerlangen.

Aus ritualtheoretischer Perspektive wird die Krisenberichterstattung von *ARD extra* somit zu einem dualistischen Bewältigungsritual zwischen „Schock und Therapie“ (Mellencamp 1990, 248). Sie diagnostiziert die Problematik einer Gesellschaftskrise und führt sie uns in konkreten und erschreckenden Bildern als das Bedrohliche vor Augen. Doch in seinem medialen Werden wird das Bedrohliche bereits zur bedeutungsvollen Geschichte und damit begreif- und verarbeitbar. Die Krisenerzählung fungiert dann als therapeutische Bewältigungsmaßnahme – nicht nur für das Publikum, sondern auch für die Journalist*innen selbst, die im unübersichtlichen Informationsgeschehen der Pandemie einem Selbstverständnis als Informationsgeber*in nachzugehen versuchen. Die immer gleichen Bilder und Inhalte werden zur rituellen Routine, die Vertrautheit und Sicherheit vermittelt, denn solange gesendet wird, scheint alles in Ordnung.

Ob dieser mediale Bewältigungsmechanismus tatsächlich auch der Gestaltungsintention der *ARD extra*-Produzierenden zugrunde liegt und welche (neuen) redaktionellen Routinen sich im Kontext der Pandemie etabliert haben, wäre durch weiterführende Studien im Medioumfeld zu untersuchen. Und auch die erkennbar gewordene Erzählhaltung der Sendung *ARD extra* gilt es in ihrem weiteren Verlauf erneut zu überprüfen, denn die Analyse konnte bereits zeigen, dass sich mit zunehmender Dauer des Ausnahmezustands, weiteren Virusmutanten und eines trotz Impfschutz dynamisch bleibenden Infektionsgeschehens neue Diskurse über eine möglicherweise *neue Normalität* und einem damit einhergehenden sozialen Wandel andeuteten. Es wäre daher notwendig, nicht nur nachfolgende *ARD extra*-Ausgaben, sondern auch weitere Medienformate in den Blick zu nehmen, um valide Aussagen über den Einfluss der Medien auf den Pandemiediskurs treffen zu können.

Mit der Rede von der *neuen Normalität* deutet sich in der Sendung schließlich ein Reflexions- und Identitätsdiskurs an, der Krisenphasen stets inhärent ist. Auch – oder sogar insbesondere – ökologische Katastrophen- und Krisenphänomene sind als soziale Prozesse zu betrachten, die eine Gesellschaft mit sich selbst und mit der Kontingenz ihrer (Sicherheits-)Systeme und Strukturen konfrontieren. Damit werden narrative – und durch die Medien ermöglichte – (Neu-)Aushandlungen von Sicherheit und Risiko, Globalität und Lokalität, Alltag und Wandel, Nähe und Distanz, Eigen und Fremd sowie von Werten und Identitätskonzepten einer Gesellschaft notwendig, welche sich angesichts immer neuer Krisen und einer ungewiss erscheinenden Zukunft die Frage stellen muss: Wie positionieren wir uns dieser Zukunft gegenüber und was erwarten wir von ihr – und von uns selbst?

Literatur

- Bechdorf, Ute (2007). Kulturwissenschaftliche Medienforschung: Film und Fernsehen. In: Götsch, Silke & Lehmann, Albrecht (Hg.). *Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie* (289–316). Berlin.
- Beck, Ulrich (2007). *Weltrisikogesellschaft. Auf der Suche nach der verlorenen Sicherheit*. Frankfurt a.M.
- Clausen, Lars (2003). Reale Gefahren und katastrophensoziologische Theorie. Soziologischer Rat bei FAKKEL-Licht. In: Clausen, Lars; Geenen, Elke M. & Macamo, Elísio (Hg.). *Entsetzliche soziale Prozesse. Theorie und Empirie der Katastrophe* (51–76). Münster.

- Dinges, Martin (2004). Bedrohliche Fremdkörper in der Medizingeschichte. In: Mayer, Ruth & Weingart, Brigitte (Hg.). *VIRUS! Mutation einer Metapher* (Cultural Studies, 5) (79–95). Bielefeld.
- Dörner, Andreas & Vogt, Ludgera (2020). *Mediale Störungen. Krisenkommunikation in Sondersendungen des deutschen Fernsehens*. Wiesbaden.
- Görke, Alexander (2008). Medien-Katastrophen – ein Beitrag zur journalistischen Krisenkommunikation. In: Felgentreff, Carsten & Glade, Thomas (Hg.). *Naturrisiken und Sozialkatastrophen* (121–130). München.
- Hickethier, Knut (1997). Das Erzählen der Welt in den Fernsehnachrichten. Überlegungen zu einer Narrationstheorie der Nachricht. *Rundfunk und Fernsehen*, 45 (1), 5–18.
- Hickethier, Knut (1998). *Geschichte des deutschen Fernsehens*. Stuttgart, Weimar.
- Hickethier, Knut (⁴2007). *Film- und Fernsehanalyse*. Stuttgart, Weimar.
- Hiimäe, Reet (2008). Strategien zur Bewältigung von Ängsten durch massenmediales Erzählen. In: Schmitt, Christoph (Hg.). *Erzählkulturen im Medienwandel* (Rostocker Beiträge zur Volkskunde und Kulturgeschichte, 3) (245–254). Münster u.a.
- Jeggle, Utz (⁴1999). Alltag. In: Bausinger, Hermann; Jeggle, Utz; Korff, Gottfried & Scharfe, Martin (Hg.). *Grundzüge der Volkskunde* (81–126). Darmstadt.
- Kaschuba, Wolfgang (⁴2012). *Einführung in die Europäische Ethnologie*. München.
- Kämper, Heidrun (2012). Krise und Sprache: Theoretische Anmerkungen. In: Mergel, Thomas (Hg.). *Krisen verstehen. Historische und kulturwissenschaftliche Annäherungen* (241–255). Frankfurt a.M. u.a.
- Lindner, Ulrike (2014). Der Umgang mit neuen Epidemien nach 1945. Nationale und regionale Unterschiede in Europa. In: Thießen, Malte (Hg.). *Infiziertes Europa. Seuchen im langen 20. Jahrhundert* (Historische Zeitschrift, Beiheft 64) (115–136). München.
- Lünenborg, Margreth (2005). *Journalismus als kultureller Prozess. Zur Bedeutung von Journalismus in der Mediengesellschaft. Ein Entwurf*. Wiesbaden.
- Mellencamp, Patricia (1990). TV Time and Catastrophe, or Beyond the Pleasure Principle of Television. In: Mellencamp, Patricia (Hg.). *Logics of Television. Essays in Cultural Criticism* (240–266). Indiana u.a.
- Nünning, Ansgar (2013). Krise als Erzählung und Metapher. Literaturwissenschaftliche Bausteine für eine Metaphorologie und Narratologie von Krisen. In: Meyer, Carla; Patzel-Mattern, Katja & Schenk, Gerrit Jasper (Hg.). *Krisengeschichte(n). „Krise“ als Leitbegriff und Erzählmuster in kultur-*

- wissenschaftlicher Perspektive* (Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Beiheft 210) (117–144). Stuttgart.
- Pfister, Sandra Maria (2020). *Jenseits der Sicherheit. Deutungsmuster der Katastrophe und ihre Institutionalisierung im Katastrophenschutz*. Bielefeld.
- Platt, Kristin (2022). Das „Wuhan-Virus“: Benennung einer Pandemie als Deutungszuweisung. In: Beuerbach, Jan u.a. (Hg.). *Covid-19: Sinn in der Krise. Kulturwissenschaftliche Analysen der Corona-Pandemie* (51–71). Berlin u.a.
- Rieken, Bernd (2016). Volkssagen – eine unterschätzte Quellengattung für die Katastrophenforschung. In: Rieken, Bernd (Hg.). *Erzählen über Katastrophen. Beiträge aus Deutscher Philologie, Erzählforschung und Psychotherapiewissenschaft* (Psychotherapiewissenschaft in Forschung, Profession und Kultur, 16) (87–99). Münster u.a.
- Turner, Victor (2009a). Soziale Dramen und Geschichten über sie. In: Turner, Victor. *Vom Ritual zum Theater. Der Ernst des menschlichen Spiels* (95–139). Frankfurt a.M.
- Turner, Victor (2009b). Dramatisches Ritual – Rituelles Drama. Performative und reflexive Ethnologie. In: Turner, Victor. *Vom Ritual zum Theater. Der Ernst des menschlichen Spiels* (140–160). Frankfurt a.M.
- Weichert, Stephan Alexander (2006). *Die Krise als Medienereignis. Über den 11. September im deutschen Fernsehen*. Köln.

Quellen

- ARD extra: Die Corona-Lage*. Regie: Harald Spieß. Produktion: Stefan Woestmeyer. WDR Köln, 2020. Ausstrahlung: 10.03.20. 16 Min.
- ARD extra: Die Corona-Lage*. Regie: Wolfram Kettner. Produktion: Tobias Jahn. NDR Hamburg, 2020. Ausstrahlung: 12.03.20. 21 Min.
- ARD extra: Die Corona-Lage*. Regie: Simone Frank. Produktion: Lars Hartmann, Diana Reuther. SWR Mainz, 2020. Ausstrahlung: 13.03.20. 31 Min.
- ARD extra: Die Corona-Lage*. Regie: Wolfram Kettner. Produktion: Tobias Jahn. NDR Hamburg, 2020. Ausstrahlung: 17.03.20. 44 Min.
- ARD extra: Die Corona-Lage*. Regie: Wolfram Kettner. Produktion: Tobias Jahn. NDR Hamburg, 2020. Ausstrahlung: 18.03.20. 30 Min.
- ARD extra: Die Corona-Lage*. Regie: Wolfram Kettner. Produktion: Martin Laue. NDR Hamburg, 2020. Ausstrahlung: 20.03.20. 30 Min.
- ARD extra: Die Corona-Lage*. Regie: Hannsjörg Ulitzner. Produktion: Stefan Woestmeyer. WDR Köln, 2020. Ausstrahlung: 25.03.20. 18 Min.
- ARD extra: Die Corona-Lage*. Regie: Hannsjörg Ulitzner. Produktion: Stefan Woestmeyer. WDR Köln, 2020. Ausstrahlung: 26.03.20. 15 Min.

- ARD extra: Die Corona-Lage.* Regie: Hannsjörg Ullitzner. Produktion: Stefan Woestmeyer. WDR Köln, 2020. Ausstrahlung: 27.03.20. 20 Min.
- ARD extra: Die Corona-Lage.* Regie: Wolfram Kettner. Produktion: Annica Vandenherz, Lars Hartmann. SWR Mainz, 2020. Ausstrahlung: 31.03.20. 23 Min.
- ARD extra: Die Corona-Lage.* Regie: Wolfram Kettner. Produktion: Annica Vandenherz, Lars Hartmann. SWR Mainz, 2020. Ausstrahlung: 01.04.20. 17 Min.
- ARD extra: Die Corona-Lage.* Regie: Wolfram Kettner. Produktion: Annica Vandenherz, Lars Hartmann. SWR Mainz, 2020. Ausstrahlung: 02.04.20. 23 Min.
- ARD extra: Die Corona-Lage.* Regie: Anja Weiß. Produktion: Holger Stühmer. BR München, 2020. Ausstrahlung: 06.04.20. 30 Min.
- ARD extra: Die Corona-Lage.* Regie: Anja Weiß. Produktion: Holger Stühmer. BR München, 2020. Ausstrahlung: 08.04.20. 15 Min.
- ARD extra: Die Corona-Lage.* Regie: Steffi Kynaß. Produktion: Cornelia Deider. RBB Berlin, 2020. Ausstrahlung: 17.04.20. 29 Min.
- ARD extra: Die Corona-Lage.* Regie: Michael Schumann. Produktion: Nadja Schramm, Thomas Pistorius. MDR Leipzig, 2020. Ausstrahlung: 20.04.20. 29 Min.
- ARD extra: Die Corona-Lage.* Regie: Michael Schumann. Produktion: Nadja Schramm, Thomas Pistorius. MDR Leipzig, 2020. Ausstrahlung: 22.04.20. 17 Min.
- ARD extra: Die Corona-Lage.* Regie: Michael Schumann. Produktion: Nadja Schramm, Thomas Pistorius. MDR Leipzig, 2020. Ausstrahlung: 24.04.20. 15 Min.
- ARD extra: Die Corona-Lage.* Regie: T. Lukas Produktion: C. Schmitt. HR Frankfurt a.M., 2020. Ausstrahlung: 30.04.20. 21 Min.
- ARD extra: Die Corona-Lage.* Regie: Wolfram Kettner. Produktion: Tobias Jahn. NDR Hamburg, 2020. Ausstrahlung: 05.05.20. 15 Min.
- ARD extra: Die Corona-Lage.* Regie: Wolfram Kettner. Produktion: Annica Vandenherz, Lars Hartmann. SWR Mainz, 2020. Ausstrahlung: 22.05.20. 15 Min.
- Das Erste (2020). *Fernsehbilanz März: Großes Bedürfnis nach verlässlicher Information in der Krise.* <https://www.daserste.de/specials/ueber-uns/mar-erz-quote-100.html> [13.11.2022].
- Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache (DWDS) (2022a). *Kurios.* <https://www.dwds.de/wb/kurios> [13.1.2022].
- Heinze, Saskia (2022). Ende der akuten Corona-Krise? „Wir können tatsächlich vom Beginn der Endemie sprechen“. *RedaktionsNetzwerk Deutschland Online.* <https://www.rnd.de/gesundheit/ende-der-corona-krise->

virologe-wir-koennen-tatsaechlich-vom-beginn-der-endemie-sprechen-7JBGSZAV6BB2DJ637XJQ3DOMUU.html [13.11.2022].

Spiegel Online (2020). *Merkel sieht Coronakrise als größte Herausforderung seit dem Zweiten Weltkrieg*. <https://www.spiegel.de/politik/deutschland/angela-merkel-sieht-corona-krise-als-groesste-herausforderung-seit-dem-zweiten-weltkrieg-a-bd56dc3f-2436-4a03-b2cf-5e44e06ffb49> [13.11.2022].

zdf.de (2021). *Corona-Krise in Deutschland. Deutsche Wirtschaft schrumpft um fünf Prozent*. <https://www.zdf.de/nachrichten/wirtschaft/corona-konjunktur-einbruch-100.html> [13.11.2022].